

Lueger

Autor(en): **Gygax, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kann, die ihr Gebäude vielleicht unregelmäßiger baut, aber es dafür in um so größeren Tiefen verankert. Dass die neuentdeckte Ur-Fassung des „Meister“ in Goethes Entwicklung dort steht, wo der Weitblick und die Besonnenheit des ausgereiften Künstlers noch nichts vom warmen Empfinden der ersten Lebenszeit eingeübt haben, wo noch nichts zu jener feierlichen Formelhaftigkeit erstarrt ist, wie man sie im Briefwechsel Schiller-Goethe gelegentlich findet — also im Zentralwendepunkt seines Werdens — das ist, was dieses neu entdeckte Werk so wichtig macht und dem Charakterbild des großen Dichters eigentlich erst seine letzte Vollendung verleiht.

ZÜRICH

KONRAD FALKE



LUEGER

EINE ERINNERUNG VON Dr. PAUL GYGAX, ZÜRICH

Es war im November des letzten Jahres, am Ende einer Ferienreise. Wenige Wochen vorher hatte der Verein für Sozialpolitik seine Tagung in Wien abgehalten und an der kommunalen Sozialpolitik dieser Stadt keinen guten Faden gelassen. Die so heruntergemachte Wiener Gemeindepolitik war es, die meine Neugierde reizte und schließlich zu einer kurzen Begegnung mit Dr. Lueger führte. Warum nicht diesen Allgewaltigen aufsuchen, von dem die Zürcher Sängler noch heute schwärmen, wenn man doch einmal in Wien ist? Journalisten haben es ja leicht, bei den Mächtigen dieser Erde ein paar Minuten Aufmerksamkeit zu ergattern.

Von hochstehender Seite erhielt ich eine warme Empfehlung, die mich keinen Augenblick im Zweifel ließ, dass ich vorgelassen werden dürfte. Die Sache schien mir Ahnungslosem also soweit in Ordnung zu sein. An einem Donnerstag morgen begab ich mich ins Rathaus. Bis zu dem sogenannten „Präsidialbureau der Stadt Wien“ hatte es keine Schwierigkeiten, aber dort ging's an. Es wurde mir wohlwollend bedeutet, für Audienzen wäre heute kein günstiger Tag, zudem sei seiner Exzellenz des Herrn Bürgermeisters Geburtstag. Ich ließ mich aber nicht abhalten, sondern bestand auf meinem Schein; zudem ging mein Ferienurlaub jäh dem Ende entgegen. So drang ich denn weiter vor bis zur Türe des ersten Bürgermeisters, d. h. seines Empfangssaales. Eine kleine bewegliche Erscheinung, ein Kaiserlicher Rat im Galaanzug, hielt dort Wache. Er musterte zunächst meine recht anspruchslose Reisetoylette mit fragendem Blick; dann legte er das Empfehlungsbillet mit kritischem Achselzucken kalt lächelnd auf den Kanzleisch. Für den Bürokraten war ich nicht mehr vorhanden. Unterdessen schwoll die Zahl der Besucher von Viertelstunde zu Viertelstunde an. Auch die Begrüßungstelegramme und Geburtstagsbouquets häuften sich zu Bergen. Mir wurde ungemütlich und im Stillen hatte ich mich bereits damit vertraut gemacht, nach Zürich zurückkehren zu müssen und weder Lueger noch die Wiener Gemeindebetriebe gesehen zu haben.

Das Antichambrieren war aber so ohne Reiz doch nicht. Wie verschieden sind die Wartenden nach Stand, Beruf, Herkunft, nach sozialer Schichtung, wie ungeduldig nervös sind sie alle, die in einer ureigensten Angelegenheit den Bürgermeister höchst persönlich sprechen wollen. Und welche Machtfülle ein solcher Mann in sich vereinigt, der wie Lueger es versteht, zu herrschen. Und dann wieder die Vorteile, die eine Partei, die ihn im Kampfe gegen ein morsches Regiment an den Posten brachte, aus diesem Umstand ziehen mag. Protektion und Connexion. — Müßige Gedanken eines Wartenden. Unterdessen geht die Türe des bürgermeisterlichen Salons auf und heraus treten eine ganze Anzahl festlich gekleideter Geburtstagsgratulant, Leute von stark volksparteilichem Habitus und Einschlag. Wiener Physiognomien, so durch und durch arisch, wie sie in den Cafés an der Ring- und an der Kärthnerstraße nicht häufig sind. Auf den Gesichtern der meisten glänzt etwas gutmütig „Weanerisches“; sie haben einem Manne gehuldigt, dessen ungewöhnlich aufrechte Tatkraft geehrt zu werden verdient.

Der kleine Rat am Kanzleisch machte noch immer keine Anstalten, mein Gesuch zu erledigen und mich anzumelden; weiß Gott, wo das Empfehlungsbrieflein meines Gönners hingekommen ist. Ich hielt meine Sache für verloren; wieder verging eine Stunde. Jetzt wurde mir die Chose zu bunt; ich drang in rechthaberischem Tone auf sofortige Erledigung. Sollte feste Entschlossenheit hier vor der Türe Luegers nicht mehr Erfolg haben, als unterwürfige katzenbuckelnde Ergebenheit? Und sie wirkte. Der Kaiserliche Rat, von dessen Kanzleisch ich nicht mehr wich, sagte noch ein paar Mal „sofort kommen Sie daran, gleich, gleich —“ und schließlich ging er mit dem inzwischen aus dem Wust von Kanzleiakten auferstandenen Empfehlungsbillet zu Lueger.

Und die Audienz begann. Ein hoher, rot ausgeschlagener Empfangssaal, in dessen Mitte behagliche Polstersessel stehen. Lueger grüßt in zu-
traulichem, herzgewinnendem Tone und schüttelt mir die Hand. „Sind Sie geistlicher Herr?“ „Nein, Exzellenz,“ erwiderte ich mit unterdrücktem Lächeln, „ich bin liberaler Redakteur.“ Pause. Der Kaiserliche Rat liest dem Halberblindeten die Empfehlung vor; Lueger bittet mich Platz zu nehmen. „Also die Gemeindebetriebe wollen Sie sehen? Davon sogleich. Zuerst muss ich Ihnen sagen, dass wir hier auch noch so liberal sind, wie die Wiener Liberalen. Und was die Gemeindepolitik anbetrifft, so haben wir bei uns riesige Fortschritte gemacht. Sie dürfen alles ansehen, überall hin will ich Sie empfehlen“ (diktiert dem Kaiserlichen Rat). „Was wünschen Sie zuerst zu studieren: die elektrischen Betriebe, oder die Straßenbahn-Verwaltung, oder das städtische Brauereiwerk?“ In der Erklärung verweilt er bei letzterem am längsten. „Ohne unser städtisches Werk wäre der Bierpreis erhöht worden durch die privaten Brauherrn. Wir haben's verhindert.“ Ich lenke das Gespräch auf die Tagung des Vereins für Sozialpolitik, merkte aber gleich, dass ich damit eine wunde Stelle berührte. Das Rededuell zwischen den Professoren Wagner und Weber schien den Herrscher von Wien, der sich die Sozialpolitik nach seinen Heften zurechtlegte, blutwenig interessiert zu haben. Geschah Adolf Wagner, dem historischen Verfechter des Kommunalsozialismus, Unrecht? Was kümmerten die Deklamationen der gelehrten Herren den Wiener Bürgermeister? „Ich bitte Sie,“ entgegnet Lueger, „das waren doch bloss ein paar Juden, die unsere Verwaltung kritisierten. Bei uns in Wien haben die Gemeindebetriebe nur einen Haken: die Arbeiterfrage; sie ist es,

die uns vor allem Schwierigkeiten bereitet. Wir können die Arbeiter nicht so bezahlen, wie die Privatindustrie. Nun, für die Stadt ist die Sozialpolitik ja ganz gut, aber in unserem Staat hat's hingegen seine Schwierigkeiten.“ Diese Geständnisse genügten mir, um den Faden des sozialpolitischen Gesprächs nicht weiter zu spinnen. Ich dachte unwillkürlich an die zürcherische Stadtverwaltung und an die fortschrittliche Gemeindeordnung. Der Hinweis unserer Christlich-Sozialen auf das soziale Wiener Paradies schien mir jetzt recht fadenscheinig. In einem Lande mit notorisch schlechten industriellen Löhnen soll eine aus dem „Volke“ hervorgegangene Stadtverwaltung mit den Lohnsätzen der Industrie nicht konkurrieren können! Auf die österreichische Politik ließ sich Lueger nicht ein; der Nationalitätenhader hatte damals selbst die geschlossenste aller österreichischen Parteien angefressen und die Abhaltung des Katholikentages nicht wünschbar erscheinen lassen. Eine rasch hingeworfene Bemerkung, die mich zwar nicht recht erkennen ließ, was damit gemeint war, zeigte mir aber, doch zur Genüge, wie satt Lueger diese unheilvollen Nationalitäten und Sprachenzänkereien hatte und wie veregelt er war. So bedankte ich mich für die gewährte Audienz; Lueger schüttelte mir die Hand, ließ Zürich und die Schweiz grüßen und bemerkte unter Anspielung auf meine freisinnige Gesinnung, „dass hier der Bischof auch nichts zu regieren habe“. Warum Lueger dies sagte? es war doch in der ganzen Unterredung kein Wort über den Klerus oder die katholische Religion gefallen. Dass dieser Lueger, der ein neues Wien geschaffen, ein modern denkender Katholik und kein rückschrittlicher Finsterling sein konnte, war mir schon vor der Audienz klar gewesen.

Im Rathauskeller, einer der vielen Schöpfungen Luegers, suchte ich die Eindrücke dieser denkwürdigen halben Stunde zu ordnen und zu sichten. Was ich gesehen hatte, war nicht mehr der Doktor Lueger von einst; die draufgängerische Kampfnatur, der ungekrönte Herrscher von Wien; das war nur noch ein Schatten des einstigen zähen Machthabers, ein Menschenleben, das sich nur noch mit Aufbietung aller Energie aufrecht hielt, hinter dem der Tod lauerte und die unsichtbare Hand ausstreckte. Die Eigenart des Mannes mit der einst so unbändigen Tatkraft ließ einen starken Eindruck bei mir zurück. Wäre, so fragte ich mich, ein Lueger möglich gewesen, ohne die Zerrüttung, die damals durch die Ausschreitung eines skrupellosen Gründertums auf dem Platze Wien herrschte? Wäre der Boden, aus dem ein so ehrgeiziger, auf die Instinkte der empörten, breiten Volksmassen bauender Politiker herauswachsen konnte, vorhanden gewesen? Wohl kaum. Albert Friedrich Schäffle, der hervorragende Nationalökonom, hat in seinen Erinnerungen an das Kabinett Hohenwart, dem er angehörte, jene Zeit, mit der ganzen packenden Anschaulichkeit seines Stils geschildert: „Das Material, das der große Krach selbst geliefert, war mehr als reichlich genug gewesen, um ‚das System‘ in tiefstem Grunde moralisch zu erschüttern. Diesen Stoß selbst zu führen, war ich nationalökonomisch und staatswissenschaftlich besonders aufgelegt gewesen.“ (Aus meinem Leben, II. Bd., S. 88 ff.)

Lueger wird für manchen ein ungelöstes Rätsel sein. War er bloß ein Poseur, ein geschickter Macher, ein rücksichtsloser Arrivist? Mehr als das, viel viel mehr.—Einer der letzten bedeutenden Zeugen jener Zeit tiefster finanzieller Zerrüttung, die wir Jungen nur aus Schilderungen kennen, und die in ihren ökonomischen und finanziellen Äußerungen in Europa wohl kaum in dieser Intensität wiederkehren dürfte. Mancher, dem Doktor Lueger die

Hand drückte, wird jetzt nach seinem Hinschied darüber sinnen, ob die günstigen Zeitumstände und der Wille zur Macht allein waren, die den Sohn des Kleinbürgertums von Stufe zu Stufe, von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph, geleitet haben.



LILIENCRONS LITERARISCHER NACHLASS

Mit einem eigenartig wehmütigen Empfinden nimmt man die beiden *Nachlassbände* ¹⁾ zur Hand, in welchen uns soeben von R. *Dehmels* Freundsauge gesichtet und überwacht *Detlev von Liliencrons* letzte poetische Leistungen gespendet werden. Diese nicht allzuumfangreichen Blätter bringen uns keine großen, künstlerischen Überraschungen, aber sie geben uns wenigstens das wohlthuende Bewusstsein, dass der Schwerträger eines gesunden Realismus, bis zum Ende seines Schaffens inhaltlich wie formell seinen dichterischen Überzeugungen und technischen Prinzipien durchaus treu geblieben ist. Auch in diesen literarischen Offenbarungen des Liliencron'schen Wesens befindet sich die Tatsache, dass ihr Urheber ein gewiegter Kenner des Lebens und ein großer Künstler des Wortes gewesen ist und uns so auch in dieser Hinterlassenschaftsgabe noch einmal seine volle und wahre Natur gezeigt, sein bestes Können — mit einzelnen, wenigen Ausnahmen allerdings — geschenkt hat. Die beiden, sich auch in ihrer äußern Ausstattung ruhig und vornehm präsentierenden Bücher bringen als willkommenen Schmuck zwei trefflich gelungene Reproduktionen des letzten Porträts des Dichters und seiner Totenmaske, die kein Freund dieses ritterlichen „Lebensstreters“ und „Helden des Wortes“ gern missen möchte. Tapfer und tüchtig, frei und stolz, manchmal auch ein bisschen selbstherrlich und derb, ist die kernhafte, wuchtige, ungenierte Kunst dieses Junkers und Kriegers immer gewesen, und diese Eigenschaften verleugnen auch seine spätesten Dichtungen im lobenden wie im tadelnden Sinne nicht.

Zunächst ein Wort von den „*Letzte Ernte*“ betitelten sechs Novellen, welchen noch eine aus der frühesten Schaffenszeit stammende Arbeit von 1872 vorangestellt ist. Nicht umsonst bildet denn auch diese „*Eine Soldatenphantasie*“ benannte Skizze sowie die prachtvolle Schlusserzählung „*Der alte Wachtmeister*“, das Zier- und Meisterstück des ganzen Bandes; sie beide lassen in junger und alter Kraft das Bild des bewährten Verfassers der mit Recht so berühmt gewordenen „*Kriegsnovellen*“ mit lebendiger Frische vor uns erstehen. Fast ebenbürtig scheint sich mir dann die kräftig geführte und eindrucksvolle Nordseegeschichte „*Der Blanke Hans*“, die einen zeitgeschichtlichen großen Deichbruch zum effektreichen Hintergrunde ihres tragischen Liebeserlebnisses wählt, den beiden vorgenannten Leistungen anschließen zu dürfen. Die vier übrigen Stücke stehen abgesehen von der sprachlich stilistischen Durchführung, besonders was die Feinheit der psychologischen Motivierung und die Lebenswahrheit der Einzelheiten in den geschilderten Begebenheiten anbelangt, nicht mehr auf der einwandfreien, untadeligen Höhe der drei andern. Das befriedigendste darunter ist noch die Erzählung „*Das Muttermal*“, während die Geschichten „*Vor Tagesanbruch*“, „*Der gelbe Kasten*“ und „*Das Ehepaar Quint*“, so scharf und gut sie in Einzelzügen auch gebaut und dargestellt sein mögen, doch als

¹⁾ GUTE NACHT, hinterlassene Gedichte. LETZTE ERNTE, hinterlassene Novellen von Detlev von Liliencron. Berlin 1909. Verlegt bei Schuster & Loeffler.